

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 302.

Donnerstag, 27. Dezember.

1928.

(15. Fortsetzung.)

## Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Herbert, der heute den Weg zur Bank mit Glöckner zurückgelegt hatte, trat mit einem „Guten Morgen“ in sein kleines Reich.

„Guten Morgen, Herr Godebrecht.“

Herbert setzte sich an seinen Schreibtisch und begann sein Tageswerk. Er ließ sich mit voller Absicht von der Arbeit einspannen; der gestrige Sonntag hatte bis in die frühen Morgenstunden in ihm nachgewirkt.

Der tägliche Betrieb begann. In den Kasserräumen war ein ewiges Kommen und Gehen, an allen Schaltern wurde verhandelt. Hartgeld klirrte, Banknoten knisterten, aber über dem Ganzen lag eine gleichmäßige Ruhe, mochte nun ein Kassierer hunderttausend Mark in Empfang nehmen oder auszahlen.

Auch in der Abteilung für Devisen ruhte der Verkehr an diesem Montagmorgen kaum einen Augenblick. Als mittags die neuen Kurse gemeldet wurden und Herbert sie überslog, mußte er Ludewig, den Kassierer seiner Abteilung, der an den Fernsprecher gerufen wurde, auf kurze Zeit vertreten. Brütt, der Pferdeleibhaber und -kennner, reichte Herbert die Aufstellung eines wartenden Kunden über die von ihm gewünschten Geldsorten — Pfunde, Gulden und Schweizer Franken —, im Gesamtbetrag von rund neuntausend Mark. Es gab dabei noch eine verbindliche Auseinandersetzung mit dem Herrn im Kassenraum, der die kleine Differenz zwischen den vorgestrigen und heutigen Kursen nicht so ohne weiteres anerkennen wollte; Herbert selbst war an die Barriere getreten, um den Kunden zu beruhigen. Brütt war neben der Kasse stehengeblieben. Er lehnte sich gegen den Tisch, dabei hielt er die Hand auf dem Rücken, als ihm die Unterhaltung da vorn zu lange dauerte, kam er, die Hände in den Hosentaschen, langsam näher; sein für gewöhnlich blaßes Gesicht schien noch um einen Grad bleicher.

„Nicht wahr, so stimmt es doch?“ sagte Herbert zu dem Herrn, der nicht gern acht Mark und einige Pfennige weniger bekommen wollte, als er am Sonnabend erhalten hätte. „Wir sind ja nur die ausübenden Organe der Börse“, setzte er mit einem verjährenden Lächeln hinzu. Er ging an die Kasse, zählte die Geldsorten ab und gab sie Brütt, der ihm den Gegenwert in Reichsmark aushändigte.

Der Kassierer kam zurück und nahm seine Tätigkeit wieder auf; der Dienst ging weiter, bis die schwere Eingangstür sich für heute schloß; nun begann das Rechnen, das Geldzählen; in diesem weiten Raum, der in der fahlen Beleuchtung der Deckenlampen einen eigenartigen, fast geheimnisvollen Eindruck machte, gehörte jeder nur arithmetischen Gedankengängen.

Plötzlich wurde die Stille unterbrochen. Der Kassierer in der Abteilung für Devisen sprang auf und sagte erregt: „Herr Godebrecht, ich habe zwölftausendvierhunderteinundzwanzig Mark zu wenig.“ Sein Gesicht verriet Bestürzung, die Augen hinter der großen Hornbrille gingen entsezt von einem zum andern.

Herbert hatte sich den Kopf erhoben. „Sie haben sich wohl verrechnet, Herr Ludewig.“

„Bitte, rechnen Sie einmal nach.“

Das tat Herbert. Der Bleistift eilte die Kolonnen hinab; es ergab sich, daß die errechnete Endsumme mit der von Ludewig ermittelten genau übereinstimmte, der Kassenbestand dagegen keineswegs, es blieb bei dem genannten Defizit.

Und nun entstand ein peinliches Schweigen, das solchen Situationen auf dem Fuße folgt, jenes häßliche Misstrauen, das selbst sich zwischen enge Freunde drängt.

„Es ist das erste Mal“, stotterte der Kassierer ganz fassungslos.

Herbert verstand ihn. „Ich weiß bestimmt, daß ich mich in den wenigen Minuten Ihrer Abwesenheit nicht geirrt habe. Zu meiner eigenen Sicherheit habe ich mir die Beträge notiert, die ich ausgezahlt und verbraucht habe — ich tue das jedesmal, Herr Ludewig —, hier sind sie.“

„Gewiß, gewiß . . . Aber . . .“

„Sie wollen doch wohl nicht andeuten . . .“, sagte Herbert scharf.

„Ah nein! Aber . . .“ Er sprach nicht zu Ende, seine Haltung drückte Verzweiflung aus. Brütt rechnete weiter; daß er ebenfalls halb verstört schien, überraschte weder Herbert noch den Kassierer.

Mit einem Male durchfuhr Herbert ein heftiger, fast körperlich fühlbarer Schauder. Er hatte, wie er sich entsann, beim Auszahlen der Devisen an Ruth und Thea denken müssen; sollte er sich doch geirrt haben? . . . Aber das eingestehen hieße gleichzeitig eine Nachlässigkeit sondergleichen zugeben, hieße seine Stellung gefährden.

„Ja, da bleibt uns nichts anderes übrig, als der Direktion Mitteilung zu machen“, sammelte er sich nach fruchtlosem Grübeln. Gefolgt von dem Kassierer, der fast wankte, verließ er den kleinen Raum.

Herbert ließ sich bei seinem ehemaligen Vormund melden; in kurzen Worten erzählte er das Misgeschick.

Der Direktor machte ein langes Gesicht.

„Teufel“, sagte er, „das ist keine Kleinigkeit. Ja, Herr Ludewig, Sie wissen ja, daß Sie für verantwortlich sind.“

„Aber ich weiß bestimmt, Herr Direktor . . . es wäre ja das erste Mal . . .“

„Und ich weiß ebenso genau, daß mir ein Irrtum nicht unterlaufen ist“, entgegnete Herbert fest.

„Was nun?“ Der Direktor sann nach. „An Ihrer Zuverlässigkeit, meine Herren, zweifle ich keinen Augenblick. Irren ist menschlich, das heißt, ein Kassierer darf sich nie irren, nie . . . es bliebe demnach nur die Möglichkeit, daß das Geld — gestohlen worden ist. Haben Sie irgendeinen Verdacht?“

Herbert und der Kassierer wechselten einen raschen Blick. Vielleicht hatten sie sich in dem gleichen Gedanken gefunden und wagten nur nicht, ihn preiszugeben. Herbert entnahm sich der fast übereleganten Erscheinung Brüts, und ihm fiel weiterhin ein kleines Erlebnis ein, das er vor Weihnachten gehabt. Er war nach Mitternacht von einer Gesellschaft gekommen; zu Fuß, wie er es stellte, wenn ein anregender Abend hinter

Grete: Ich an Brütt! kein Zweifel, seine Begleiterin eine Unbekannte. Dann fuhr ein Auto mit dem Brüttchen davon.

Woher hatte der junge Angestellte die reichen Mittel? . . . Schon an jenem Abend hatte Herbert sich die Frage vorgelegt; jetzt stellte er sie sich abermals. Aber konnte Brütt nicht Glück im Wetten gehabt haben? . . . Um nichts in der Welt hätte Herbert einen Menschen ohne Grund verdächtigen mögen; dennoch kam ihm, der bisher so naiv-gläubig, so vertraut auf Menschen und Dinge gebliebt, nun aber durch Theas Abirren von der festen Bahn einen Einblick in düstere Tiefen gewonnen hatte, eine halbe Gewissheit, daß hier ein junger Mensch leichtfertig mit seinem Glück spielte und — wie das heutige Vorommnis bewies — andere, ganz Unschuldige mit in den Strudel riß.

Der Direktor und Ludewig blieben immer noch auf Herbert.

„Einen Verdacht?“ äußerte dieser, die Augen hebend, in leichter Verwirrung. „Es ist schon mancher schuldlos in Verdacht geraten, Herr Direktor.“

„Ein Verdacht ist noch keine Anschuldigung“, flang es beinahe zornig zurück. „Wir haben die Pflicht, diesem Zwischenfall bis zu seinem Urheber nachzugehen — denn er kann sich wiederholen.“

Diese Perspektive ermahnte Herbert in ihrer ganzen schrecklichen Bedeutung. Noch länger schweigen hieß unter Umständen eine ungeheure Verantwortung auf sich laden. Dennoch blieb ihm im letzten Augenblick der Name Brütt im Halse stecken, er konnte über dies Hindernis nicht hinweg, denn abermals kam ihm der Gedanke, ob nicht doch er selbst einem Irrtum zum Opfer gefallen sei.

„Herr Direktor, zu einer Namensnennung kann ich mich nicht bequemen“, sagte er geschockt. „Erweise sich mein Verdacht — ich hege einen — als falsch, dann könnte ich darüber nicht wieder zur Ruhe kommen. Beschädigte Ehre ist nicht von heute auf morgen wieder hergestellt. Ich bitte Sie aber, die Angestellten in meiner Abteilung — also auch Herrn Ludewig und mich — und den räumlich benachbarten daraufhin beobachten zu lassen, ob ihre Lebensführung ihrem Einkommen entspricht.“

„Das wäre schon etwas. Ein ganz kleiner Fingerzeig“, erklärte der Direktor etwas freundlicher. „Haben Sie die Bedeutung von Herrn Godebrecht verstanden?“ wandte er sich dann an den Kassierer.

„Ich glaube, ja.“

„Sind die Herren noch vollzählig anwesend? . . . Wenn ja, möchte ich an jeden von Ihnen die Frage richten, ob er bereit sei, sich einer Kleidervisitation zu unterziehen.“ Nach diesen schwerwiegenden Worten war es sekundenlang still.

„Ich werde nachsehen“, sagte Herbert, indem er aufstand und das Zimmer verließ. Bald darauf kam er mit dem Bescheid zurück, daß die Herren in den Abteilungen, zwischen denen seine eigene lag, nicht eher gehen wollten, als bis sie besonderen Auftrag dazu hätten. Der Direktor nickte verständnisvoll.

Die Durchsuchung der Kleider begann, kein Wort fiel dabei. Die Abgefertigten gingen ruhig ihres Weges, zuletzt blieb nur noch Brütt. Brütt war gewiß sehr bleich, aber das stand der Direktor, in dessen Gegenwart diese peinliche Handlung stattfand, ganz in der Ordnung. Nur eins fiel ihm auf: der nagelneue Anzug des jungen Mannes, seine eleganten Schuhe, statt deren er bei dem Tauwetter besser etwas einfacher hätte anziehen sollen, sowie ein wertvoller Brillantring, den der junge Elegant am linken kleinen Finger trug.

„Nun sind wir ebenso klug wie zuvor“, sagte der Direktor, nachdem Brütt gegangen war und ein tiefes Schweigen in dem weiten Raum herrschte; „ich hatte auch keinen andern Ausgang erwartet. — Wir haben eben getan, wozu wir verpflichtet waren. — Und mor-

altem und drifftig einige möhne Mi Temp tungen neue hat. mehr d. Ländere in den fünti ammen elbst i motivi der Ge dorfli

die Sache, Herr Ludewig. Ein betrübendes Debüt, Herr Godebrecht. Guten Abend!“

Herbert war mit zwei Schritten bei dem Enteilen den. „Herr Direktor, dürfte ich Sie noch auf einige Minuten sprechen?“ sagte er heiser.

„Kommen Sie, Herr Godebrecht.“ Und drinnen im Zimmer mit den schweren Möbeln und dunkelgrünen Fenstervorhängen: „Setzen Sie sich. Was haben Sie denn noch auf dem Herzen?“

„Herr Direktor“ riß der tief Erregte sich zusammen. „Sie müssen die Angelegenheit der Gesamtdirektion melden . . . ich bekleide erst seit ganz kurzer Zeit meine neue Stellung, und man wird mich so bald und bald dafür verantwortlich machen . . .“ Seine Augen flackerten. „Nicht wahr, Herr Direktor, mich haben Sie doch nicht im Verdacht?“

„Unsinn, Herr Godebrecht!“

„Nun denn, so gestatten Sie mir, daß ich für Herrn Ludewig einspringe . . . es ist das eine Ehrensache für mich. Klärt sich eines Tages alles auf — woran ich persönlich nicht zweifle —, so erhalte ich die fragliche Summe ja doch zurück. Bis dahin . . .“ Die Stimme versagte ihm beinahe.

Der Direktor hatte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hingestarrt, jetzt riß er sie weit auf.

„Ein offenes Wort, Herr Godebrecht: Ich habe mich vor Weihnachten dafür eingesetzt, daß Sie Ihren jetzigen Posten bekämen, und ich habe auch nach dem Heutigen keine Ursache, mein Tun zu bereuen; ich werde es überhaupt nie nötig haben, davon bin ich überzeugt. Etwas anderes ist es, wenn Sie auf die Einstellung der Gesamtdirektion anspielen, und da bin ich meiner Sache durchaus nicht so sicher; — meine: ob man diesen Zwischenfall so milde beurteilen wird wie ich. Das Andenken an Ihren Vater lebt fort, aber schließlich ist jeder für sich selbst verantwortlich; Sie verstehen mich. Wenn Sie also das Defizit ausgleichen wollen, so rate ich Ihnen nicht ab. Ein Verdacht kann Sie ja gar nicht treffen, weil Sie, wie jedermann weiß, vermögend sind.“

„Den ganzen Betrag könnte ich im Augenblick nicht decken“, erwiderte Herbert. „Ich habe rund neuntausend Mark auf meinem Bankkonto, der Rest müßte durch einen Vorschuß aufgebracht werden, wenn Sie mir den bewilligen wollten, Herr Direktor?“

Der Direktor warf unangenehm berührt den Kopf in den Nacken.

„Das ist fatal, Herr Godebrecht. Denn als Geldinstitut müssen wir Sicherheit haben, ich persönlich vermag da gar nichts zu tun. Können Sie nicht einen Bürgen stellen? . . . Herrn Direktor Bindewald zum Beispiel?“ zog er mit einem flüchtigen Lächeln hinzu. „Ah, dies vertragte Testament!“ entfuhr es ihm. „Ihr Vater hat sich doch allzusehr von seiner Vorsicht leiten lassen.“

(Forti. folgt.)

## Der Schatten.

Er ist des Weges treuester Gefährte,  
Allgegenwärtig folgend meinem Schritt;  
Ob fröhlich-leicht der Gang, ob voll Beschwerde,  
Flink oder scheu, der Schatten wandert mit.  
Er geht auf Pfaden, die ich wahllos schreite,  
Ein Mittler zwischen mir und fremder Welt,  
Hingelten ewig gleich an meiner Seite,  
Traumhaft als Spiegelbild mir zugesellt.  
Und wird nicht müde, jegliches Bewegen  
In Gang und Gliederpiel mir nachzutun,  
Sich bald in meines Wanderns Tritt zu regen,  
Bald träumend und versponnen auszuruhn.

In seiner Fläche spiegelt ein Begreifen  
Von Blutgebundenheit, die dämmernnd weiß,  
Dab, so zur Ferne trunken Wege schweifen,  
Gedanken leichtes Atherblau durchstreifen,  
Eng mißt der Schritte Bann den Schicksalstricht.  
Heinrich Heine.



zwei Meter Tiefe lott, zog und zerrte, daß der Mooswinkler nur so lachen mußte. Vergeblich. „Abreissen, abreissen!“ brummte der Mooswinkler vor sich hin. Der Fischer aber als latsamer Mann stellte es anders an. Er schnitt seine Seine fein säuberlich ab, band das leste Ende an einen Uferstrauß. „Auch nicht schlecht“, nickte der Xaver vor sich hin. Da konnte nun der dicke Michel, sein Aufseher, brav herauslaufen und mit einer Stange die Haken loslösen. Der Xaver war dem Michel, der so viel unnütz am Flusse drausen lag, nicht gerade besonders grün, aber die Arbeit wollte er ihm doch ersparen. Kaum war der Fischer verschwunden, überquerte der Mooswinkler auf einer Furt den Fluß, befreite mit Stange und Stichel den Blinker von seinem Baumstamm. Nun hatte er alles, wessen sein Herr längst begehrte. Blinker, Wirbel, Vorlach, Blei und die allerschönste Seidenschnur. Die Sportfischerei konnte aufgehen.

Früh am nächsten Morgen wurde es für den Xaver Mooswinkler Tag. Schon in der Dämmerung stand er am jenseitigen Ufer, dort, wo gestern der Fischwasserbesitzer seine Angel eingebüßt. Mit einer Bohnenstange schleuderte der Xaver den Blinker ins Wasser, zog ihn dicht an den Baumstämme vorbei. Aber Fisch bekam auch er keinen. Sonderbar. Es schneite dicke herunter, langsam und groß fielen die Floden. Bestes Fangwetter also. Noch einmal verlucht.

Rud und Rih. Sakra! Sakra! Kreischend krachte, splitterte die dürre Bohnenstange auseinander. Gerade noch, daß der Xaver das Ende der Schnur zu fassen bekam. Kramphärt wedelte er die Seine um das Handgelenk. Schon ging es auch mit der reißenden Strömung flussabwärts dahin. Gerade zu laufen hatte der Xaver. Erst in der ruhigen, tiefen Gumppe, an die der Mooswinkler sein Häusel hingebaut, machte der Fisch — es war der ersehnte Zwanzigfänger — wieder Halt, tobte hin und her. Endlich gelang es dem Xaver, den Fisch näher ans Land herzutreiben. Nun, wo er im Seichter sich wälzte, sah der Mooswinkler deutlich, daß beide Haken gefaßt hatten, der kleinere Kopfhaken saß im Rachen, der rückwärtige, schwerere in der Haut. Der Xaver sprang tief ins Wasser, griff seinem Huchen in die Augenhöhlen, warf ihn in den Uferland. Ein lauten, lautem Juhshrei gab der sonst so leise und vorsichtige Mooswinkler von sich. Eine Sekunde danach stieß er ein noch viel lauter, ein gellendes Wehgeschrei aus. Bei dem Geräuf mit dem ungebärdigen Fisch war ihm der außen hängende schwere Schwanzhaken mittan in den Zeigefinger hineingefahren. Während der Huchen, der schon wieder das Wasser gewonnen, wie der leibhaftige Satan in seinem Element herumfuhr, brüllte der Xaver, als ob er am Spieke stecke, schlug nun der ganze Körper nach ins Wasser. Sicherlich wäre er in die Tiefe gezogen worden und dort jämmerlich erstickt, wenn er den Fisch nicht noch einmal in den Augenhöhlen zu fassen bekommen hätte. Unter furchtbaren Qualen schwamm er ihn neuerdings ans Land, durchschlitt ihm, den Knifer mit der Linken führend, dicht hinter dem Kopfe das Rückgrat. Nun lag der Bümmer, der Teufelsbraten, endlich still und manierlich da.

Jetzt endlich zum Mooswinkler seinem armen Fänger. Heraus mit dem Haken. Mit einem lauten Schmerzensschrei stand der Xaver ein für allemal von solchem Beginnen ab. Aber auch den Fisch bekam er nicht vom Haken los. Ein Stemmeisen. Hinüber zu seinem Häusel. Kein Schlüssel mehr in der Tasche. Als er den Knifer gezogen, war der wohl in den Schnee gefallen. Nochmals mit dem schweren Fische durch das kalte Wasser hindurch? Nein, da ging er schon besser und lieber ins Dorf hinauf. Dort hatte er der guten Freunde genug, die ihm aus seinen Nöten helfen würden. Fluchend und jammernd kam er in zwanzig Minuten dort an und wollte gerade beim oberen Wirt eintreten, als er noch im Haugang an den Wachtmeister anrannte. Vergnüglich über die Maken lachte der. „Ja, da schau nur den Mooswinkler an. Hat dir der Xaver so früh am Morgen schon ein so großes Petri-Heil gehabt!“

Statt jeder Antwort hielt der Mooswinkler dem Polizeigewaltigen nur seinen zermarterten, dick und blau angezöllten Fänger hin. Den Grünen ließ das Fischblau kalt. Immerhin war er so barmherzig, daß er den steifgefrorenen Xaver in die warme Stube hereinahm, im Verein mit dem Wirt den Haken aus dem Fische herauschnitt, sodann auch energisch den Xaver zu verarzten versuchte. Aber der brillte wermördmörderisch, daß der Wachtmeister gerne wieder losließ. „Der Xaver!“ meinte er zum Wirt, „macht uns noch das ganze Dorf rebellisch. Spann ein und bring ihn nach Singen zum Doktor.“

Bald rollte der Xaver auf einem Kälberwagen zum Dorfe hinaus. Hinten lag, zur Ablieferung an den Fischwasserbesitzer bestimmt, sein Huchen. Der Mooswinkler be-

neigte an den Haken, dem nichts mehr wege hat, während ihm jedes Steindenk unter den Käbern in den Finger stach. Aber diese Passionsfahrt von einer Stunde war noch die reine Lustreise gegen das, was nun folgte. Als der Doktor endlich den Widerhaken herausgerissen hatte, war der Xaver Zeit seines Lebens von jeder Neigung für alle Sportfischerei gänzlich turiert. Nachdem er seine nachfolgenden lumpigen paar Tage fast abgesessen, ging er nur wieder ins Wasser, um wie früher brav seine Reusen und Angels zu legen. Da er durch das ihm zugestohlene Malheur noch scheuer und vorsichtiger geworden, wird er dies Geschäft bis zu seinem seligen Ende weiter betreiben. Petri-Heil!

## Das Weihnachtsgeschenk.

Von Wilhelm Herbert.

Kurz nach dem Christfest trafen sich die Freundinnen wieder und erzählten, was jeder von ihnen als liebstes Geschenk zuteil geworden war. Da gab es natürlich eine Menge Überraschungen, viel offene Freude und noch mehr versteckten Reid. Nur eine unter ihnen hörte alles mit dem größten Gleichmut an, gratulierte eben so herzlich zu Ermas wunderbarem neuem Blaufuchs wie zu den Brillantohrringen von Lolo und dem ganz eigenartigen hochmodernen Ballkleid, das Helene bekommen. Nichts schien sie aus der Fassung und Seelenruhe bringen zu können. Ja, es schien beinahe, als ob mit jedem neuen Bericht ihr inneres Begehen noch steigen würde, und sie lächelte die übereifigen Berichterstatterinnen mit einer feinen Überlegenheit an, als ob sie sagen wollte: „Ah, du mein lieber Gott, ihr armen Kinder, wie tut ihr mir leid! Das ist ja alles miteinander gar nichts gegen das, was ich euch erzählen könnte!“

Wenn auch im Eifer der Schilderung und in der Flut der dadurch ausgelösten Empfindungen dieses Gebahren im Anfang noch nicht von allen gleichmäßig beobachtet und in seiner seltsamen Art hinreichend gewürdigt worden war, so machte sich bei der ganzen kleinen Gesellschaft doch immer mehr der Eindruck fühlbar, daß Eva mit einer ganz außergewöhnlichen Mitteilung hinter dem Berge hielt und daß sie ein Geschenk aufzuweisen hatte, von dem sie annahm, daß es alle anderen in den Schatten stellen würde und müßte. Darum entstand allmählich eine Neugierde, die sich nicht mehr länger bannen ließ und endlich bei ein paar besonders lebhafte jungen Damen zu stürmischen Ausrufen führte: „Nun rück aber endlich auch du heraus! Was ist denn bei dir los, daß du gar so verschmitzt dreinschau? Lach in Gottesnamen endlich uns arme Würmer auch wissen, was dir das Christkind Großartiges gebracht hat!“

„Ah“, lächelte sie, „gar nichts Besonderes, ich hab' nur was bekommen, was ihr vielleicht gar nicht möchtet! Mich hat es allerdings sehr gefreut.“

„Na also!“ riefen sie noch gespannter. „Dann endlich heraus damit! Was ist es denn eigentlich?“

„O!“ sagte sie mit einer ganz harmlosen Miene, „es ist bloß ein kleines Bäumchen!“

Ein Bäum — ein Bäumchen! seufzten die anderen enttäuscht. „Was denn für ein Bäumchen?“

„Nun ja“, meinte sie, „ein Christbäumchen natürlich!“

„Ah was!“ riefen die übrigen lachend und schelend. „Das ist doch wohl auf Weihnachten selbstverständlich, und gar so klein wird das sicher auch nicht gewesen sein!“

„Doch! Doch!“ antwortete sie. „Ganz klein! Da sieht selbst!“ Sie zog ein Päckchen allerliebster kleiner Karten heraus und gab jeder eine. Da lachten sie, rot, gelb und grün vor Reid:

Eva  
Meier  
und Max  
Obermeier  
Doktor juris  
empfehlen sich  
als  
Verlobte.

## Scherz und Spott

Sportinteresse. Die junge Frau kam ganz aufgeregzt von dem Fußballmatch nach Hause. Als man sie fragte, was sie so interessiere, sagte sie: „Es war furchtbar aufregend. Ich habe Frau Jugendreich von nebenan mit einem Herrn gesehen, der nicht ihr Mann war.“